

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 6

Rubrik: Die Schweiz im Spiegel des Auslandes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Bacon-Wahn“ ist jüngst wieder erwacht und macht neuerdings von sich reden in einem Buche von Sir Edwin Durning-Lawrence: betitelt: „Bacon is Shakespeare“. Mit wahrhaft erstaunlichem Scharfsinn sucht der Verfasser, auf Grund von Bildern, Handschriften und Titelblättern der Werke Bacons, sowie aus den Dramen selbst, nachzuweisen, daß Bacon unterm Namen des „Trinkers, Buchers und Analphabeten William Shakespeare, mimick, gentleman“ diese Dramen geschrieben habe. Das Buch ist durchaus nicht etwa leicht zu nehmen: Was Lawrence behauptet, beweist er immer. Man lasse sich nicht durch Eduard Engels Verachtung triefende Urteile, welcher in seinem Handbüchlein: „William Shakespeare“ auf die Verteidiger dieser

Idee giebt: Solches Umsichwerfen mit Schimpfwörtern ist keine ernst zu nehmende Kritik! Im Tempel der Wissenschaft herrsche hehre Ruhe! Ohne sich von diesem Buche, das höchst lesenswert — was man von jenem Handbüchlein mit gutem Gewissen nicht sagen kann — gleich im ersten Ansturm gefangen nehmen zu lassen, wird sich eben doch mancher fragen: Ist am Ende nicht doch etwas Wahres an diesem Unsinn? Freilich mag er dann diese eine Frage nicht vergessen: Wie war es menschenmöglich, daß Dichtung und Philosophie so kampflos und schadlos in eines Menschen Herzen haben zusammen wohnen können? War dies möglich, wäre dies denn doch der Menschheit höchstes Wunder!

E. O. M.

Die Schweiz im Spiegel des Auslandes

In dieser Rubrik veröffentlichen wir — soweit sie uns zu Gesicht kommen — alle wichtigeren ausländischen Urteile über schweizerische Kultur. Wir bringen dabei sowohl die anerkennenden wie die ablehnenden Urteile zum Abdruck, um ein den Tatsachen entsprechendes Bild zu geben und der so oft geübten einseitigen Schönfärberei zu begegnen.

Alfred Huggenberger. Von den kleinen Leuten. Er ist ein schlichter Bauer, der in irgendeinem Kantönli pflügt und erntet und der daneben etwas ist, was der Bauer fast niemals ist: ein Dichter. Alfred Huggenberger heißt er, und wer ein gutes Namensgedächtnis hat, wird sich seiner aus einem Gedichtbuch erinnern, das ich an dieser Stelle hoch rühmen konnte. Mit der Prosa ist auch er langsamer in Trab gekommen, aber wie frisch ihm der Wind allmählich auch in dieses Segel bläst, beweist sein Band Erzählungen „Von den kleinen Leuten“ (Frauenfeld 1910, Huber & Cie.). Man könnte über einige Stücke des Bandes den gleichen Titel setzen, den Ernst Zahn

einer Novellenammlung gab: „Helden des Alltags“. Aber Huggenberger ist mir fast lieber als sein schweizerischer Landsmann aus Göschenen. Er ist wärmer, weniger starr, schalkhafter und natürlicher, nicht ganz so heldisch-selbstgerecht. Es „menschelt“ bei ihm mehr. Dafür fehlt ihm vielleicht Zahns straffere Kunstform. Eine Meister novelle wird er nicht so bald schreiben, aber eine Meister erzählung eröffnet z. B. sein Buch. Es ist die Geschichte des Knechtes „Daniel Pfund“, der sich zweimal zur Fahrt nach dem Glück rüstet, jedoch beidemale das Fortgehn vergißt. Diese schlichte Lebensgeschichte, die sich nirgends ins Papierene und Romanhafte verliert, ist in ihrer innigen

Einfachheit ganz wundervoll. Man verliert sein Herz an dies alte Knechtlein, wie der Bauerndichter selber es verlor, und man bewundert dabei doch die Zurückhaltung einer Liebe, die jeder Vergoldung widersteht. Vielleicht hätte Huggenberger den Schlüsselpunkt etwas früher setzen sollen. Doch die Erzählung bleibt deswegen vortrefflich und in der feinen Wärme des Vortrags herzbelegend. Auch die folgenden dürfen sich in der Welt wohl sehen lassen, obwohl sie nicht an die erste heranreichen. Da tut es manchmal dem rechtschaffenen Dichter um ein paar Liebesleute so leid, daß er sie trotz des tiefen Wassers zuletzt doch kopuliert. Ein anderes Mal zwingt er sich dafür wieder zur Härte und läßt sterben und verderben, was zu sehnsüchtig ins Licht gesehen hat. „Die ganz kleinen Leuten,“ sagt er resigniert, „die bescheiden abseits gehen und nicht in die Sonne schauen, kommen immer am besten weg.“

Der besonderen Beachtung empfehl' ich aber die Huggenberger'schen Mädchengestalten. Das ist kein Geschlecht, vor dem man à la Lienhard anbetend kniet. Das sind kluge und praktische, aber auch heiße und feine Mädels, unverstellte Geschöpfe, denen das Natürliche natürlich ist, die selbstverständlich heiraten wollen, die einem warm an der Brust liegen, aber auch treu und fest ein Leben hindurch den Karren mit einem ziehn. Haben sie einen Lieb, so geizen sie nicht mit ihrem Entgegenkommen, und es gehört keine besondere Anstrengung dazu, sie beiseite zu schmeicheln. Ländlich, sittlich, denkt man sich und hätte nicht übel Lust, als Schweizer Knechtlein oder Jungbauer auf der „Rilbi“, der Kirchweih, zu tanzen und sich die schönste von den Töchtern des Landes zu greifen. Ein hübsches Mädchen, hat der weltberühmte Zola 1889 seufzend zu Goncourt gesagt, ist doch viel mehr wert

als ein Buch. Vor den Lienhard'schen Damen kommt man auf solche leichtsinnigen Gedanken nicht. Und doch sind die lustigen Thurgauerinnen Huggenbergers in all ihrer warmen Sinnlichkeit auch wieder so unbefangen, herzlich und natürlich, daß sie bei aller weichen Willfährigkeit keusch wirken. Einen Dichter, der das herausbringt, muß man im Auge behalten. Die kleine Szene im Schuchhäuschen, wo der Daniel die Käni Steiner trifft, erscheint mir ganz köstlich, und man sollte diese Erzählungen aus dem Schweizer Bauernleben lesen, wenn's auch nur um den Daniel Pfund wäre.

Belhagen & Klasings Monatshefte
Carl Busse

Der Landstörzer. Roman. Von Paul Hg. Man mag dem jungen Schweizer Dichter allerhand Unausgeglichenheiten seines Wertes vorwerfen, man mag die Einteilung des eigentlichen Dorfromans vom „Lobelvolk“ zwischen seine Fortsetzungen im romantischen Sinne fehlerhaft, die Dynamik des Vortrages zu sehr und andauernd fortissimo finden: Niemand wird aber die außerordentlichen dichterischen Qualitäten, die vortreffliche Form der Einkleidung und den rhythmischen Schwung dieser tiefbedeutsamen Entwicklungsgeschichte zweier Menschen in Abrede stellen können. Eine volle Kraft hat im „Landstörzer“ aus einem fast gewöhnlichen Erlebnis eine Schilderung von typischer Allgemeinheit gemeißelt. Dabei fehlt jede artistisch überlegene, weltferne Spannung. Dazu kommt noch eine ganz fein und leise mitklingende Ironie, die sich durch das ganze Buch hindurchzieht und vielleicht in den beiden Endstücken, am deutlichsten in der Eingangsgeschichte mit ihren kräftigen sozialen Seitenhieben, am vernehmbarsten kundgibt. Das Problem ist einfach. Jost Bonwyler ist dunkler Abkunft. Begabter als seine ganze Umgebung, ein armer Häusler im Lobel,

abseits vom Dorf, wächst er wohl geistig über sie hinaus, wird Schriftsteller, ist erfolgreich und kommt wieder in seine Heimat zurück, um dort zu arbeiten, bleibt aber als Charakter schwach und unfähig, Herr seines Trieb- lebens zu sein. Die Veröffentlichung einer Heimatgeschichte macht ihm die Heimat unmöglich, zerbricht sein Verlöb- nis, treibt ihn zu einer Ehe und in eine Verwandtschaft, an der er zugrunde zu gehen droht. Dem Unglück seiner Heimkehr kann er sich nur durch Flucht entziehen. Seine Frau ertränkt sich. „Tobelwolf“! —

Darauf folgt dann die Fron in einer Redaktion, sein Eintritt in die obere Gesellschaftskreise, von deren zerbröckelnder Defizienz er angekränkt wird. Aus dem vermeintlichen Lebensgewinn wird ein Lebenszerstörer. Es endet wie es enden muß: Mit Arrenhaus, Mord und Selbstmord. Das alles ist fast mit mehr dramatischer Wucht als epischer Gehaltenheit zum Teil erzählt, zum Teil durch Tagebuchblätter und Briefe begründet, oder auch durch einen Mitlebenden geschildert. Ganz besonders geglückt sind die Naturschilderungen, durch die mit ein paar Worten oder Sätzen ganze Seelenbereiche auf- getan werden.

Die innerliche Überlegenheit des Autors seinem Stoff gegenüber offenbart sich schon im Titel. Dieser begabte und temperament- volle, aber willensschwache Jost Bonwyler ist unfähig, sich über seine Abstammung zu erheben. Er hat gar nichts vom „Landstörzer“. Die in die Ehe verkaufte „Dame von Stand“ wird beim Übergang aus ihrer Gebundenheit im Elternhause zur mondänen Frau eine hysterische, Verrückte. Beide sind wurzellos. Fest und sicher in allem Wirrwarr des Er- lebens bleiben nur die Erbgeessenen. Sie sind die Gerechtfertigten, die Geretteten. Liegt darin nicht die Erkenntnis, das Bekenntnis zu einer Weltironie? Denn der Roman vom

„Landstörzer“ verneint gewisse Geschehnisse der Welt, indem er das Leben bejaht. Das ist in der erzählenden Literatur ein seltener künstlerischer und philosophischer Wert.

A. Beringer Lit. Echo, Berlin

Herzogliches Hoftheater. N. Meiningen, den 16. Dezember 1910. „Winternacht“, Drama in 3 Akten von Carl Friedr. Wiegand.

Die drückende Atmosphäre von Haß, Feigheit, Frömmerei, Heuchelei und Dummheit liegt schwer über dem Drama, das uns gestern als Erstaufführung geboten wurde. Eine erschütternde Begebenheit, den Zusammenbruch eines Pfarrers, der ein Menschenalter lang nur seiner Gemeinde gelebt und am Ende seiner Bahn einsehen muß, daß Heuchelei und Aberglaube stärker sind als er, hat der Verfasser zu gestalten unternommen. Das Stück zeugt von gewaltiger dramatischer Gestaltungskraft des Dichters. So ist namentlich der 1. Akt meisterhaft auf- gebaut. In gedrungenen, künstlerisch geführ- ten Szenen eröffnet er uns einen Einblick in die Herzen starrköpfiger Bauern, die offen und heimlich ihren Seelsorger fürchten und vor ihm zusammensinken, wenn sie vor ihm stehen. Er schildert uns die Gestalt eines autoritären Pfarrers, der glaubt, die Ge- schicke seiner Gemeinde allein lenken und lei- ten zu müssen und blind dagegen ist, daß sei- nem Wirken in seiner Gemeinde gerade das versagt geblieben ist, was der End- zweck seiner Tätigkeit hätte sein sollen: die Liebe und das Vertrauen seiner Beichtkin- der. Aus diesen Gegensätzen entwickelt sich der dramatische Konflikt, der am Schlusse des 1. Aktes seinen Höhepunkt erreicht. Drängt sich im 1. Akte die Handlung fast zu dicht zusammen, so fehlt sie fast gänzlich im 2. Akte. Aber ein anderes ist es, das uns darüber hinwegbringt und auch ihn zu einem Kunstwerk macht. Es ist die volle Ehrlichkeit schlichter Wirklichkeitschilde-

zung, die treffende Beobachtung der Volkssitten, die treffliche, in kurzen Umrissen gegebene Zeichnung lebenswahrer Gestalten. So sind die Typen des Gendarmen, des Lehrers, des Wirtes, der Gesundheitsbetrieber richtig gesehen und als Menschen von Fleisch und Blut auf die Szene gebracht. Mächtig setzt die Handlung wieder ein im 3. Akte, als der Doktor es unternimmt, dem Pfarrer über den Aberglauben in seiner Gemeinde die Augen zu öffnen. Die Erkenntnis, daß die Tätigkeit seines Lebens ohne Erfolg war,

zerschmettert den Pfarrer. Auch der 3. Akt ist ausgezeichnet durch Bilder von Wirksamkeit und Saftigkeit: so die Szene der Gesundheitsbetrieber, der Schlüsselwindel.

Das Drama ist ein erfreuliches Kunstwerk, wenn auch eine gewisse Tendenz — das einseitige Bestreben, eine bestimmte Anschauung aus der Welt der Religion als die allein richtige hinzustellen — die Reinheit des Kunstwerkes etwas stört. Der Erfolg des Abends war für den Autor ein hochfreudlicher. *Meininger Tageblatt.*

Bücherschau

Künstlergut, Künstlerhaus, Kunsthaus. Neujahrsblatt 1911 der Zürcher Kunstgesellschaft von Hans Trog. Beer & Cie., Zürich.

Der neue Universitätsbau Zürichs, dessen Erdarbeiten eben in Angriff genommen werden, damit er sich demaleinst an der schönsten Stelle, die man aussuchen konnte, zur Seite des eidgenössischen Polytechnikums, hoch über dem ehemaligen Künstlergut erhebe, hat es nötig gemacht, daß in den poesievollen Garten, den Klopstock und Goethe auf dem Wege zu Johann Jakob Bodmer schauten und durchmaßten, in den traulichen Winkel des 18. Jahrhunderts, in dem der junge Zürcher Robert Faesi seine „Zürcher Idylle“ spielen läßt, eine Lücke geschlossen wurde. Ein Stück Zürcher Poesie mußte mit der Erstellung des neuen Universitätsbaues, dessen moderne Monumentalität den sonnigen Zauber einer vergangenen Zeit aus dem Umkreise scheuchen wird, geopfert werden.

Im Auftrage der Zürcher Kunstgesellschaft, der daran lag, im Geiste das nun ge-

fallene Künstlergut zu erhalten, hat Hans Trog im Neujahrsblatt 1911 es unternommen, Wiege und Ausgangspunkt der namhaften Künstlervereinigung in Wort und Bild festzuhalten zu einer Zeit, die mit der Eröffnung des Moserschen Kunsthauses am Heimplatze einen Markstein und eine Epoche bedeutet. Ich habe das mit künstlerischer Sorgfalt gedruckte, ausgestattete und auch so geschriebene Gedenkblatt, das, als historisches Merkblatt, auch von der ökonomischen Seite das Wachstum des Kunstgedankens in Zürich beleuchtet, mit großer innerer Anteilnahme gelesen. Wenn es einen Erweis gibt für die kulturell künstlerische Hebung einer Stadt, ja eines ganzen Landes, für das Maß des künstlerisch Möglichen, für die Kraft und Opferfreudigkeit der Kunstliebhaber: dann ist es die nicht immer sonnige, häufig genug ergebnisreiche Geschichte einer solchen Künstlergesellschaft. Dr. Hans Trog ist der Mann dafür, diese Geschichte, besonders aus den letzten zwei Dezennien, zu schreiben. Er, der früher in